

# Wenn das Hirn die Wuchstaben verbechselet

Gegen Legasthenie lässt sich durch gezielte Förderung durchaus etwas machen. Doch den oft versprochenen schnellen Weg zum flüssigen Lesen und Rechtschreiben, den gibt es nicht.

VON GEORG RÜSCHEMEYER

„Stier“, „Stab“, „Start“. Der kleine Nikolas liest sich tapfer durch ein Arbeitsblatt mit „St“-Wörtern. „Und weißt du auch, was das Wort ‚Start‘ bedeutet?“ – „Na, wenn jemand einen immer so anstart.“

Bei dieser Antwort können sich weder Angelika Schindler noch Nicks Vater das Schmunzeln ganz verkneifen. Aber auch Nikolas findet's lustig, als die Sprachtherapeutin das Missverständnis aufklärt. Überhaupt ist die Stimmung in dem hochsommerlich heißen Zimmer in Schindlers Praxis in der Innenstadt von Kamp-Lintfort bestens, von Leistungsdruck und Versagensangst keine Spur.

„Uns fiel schon bald nach der Einschulung auf, dass sich Nick mit dem Lesen und Schreiben ungewöhnlich schwertat. Aber zu Beginn glaubten wir noch der Lehrerin, die meinte, das werde sich schon auswachsen“, erzählt sein Va-

**Legastheniker ist nur, wer für so miserable Rechtschreibleistungen an sich zu schlaue ist.**

ter. Doch das geschah nicht, Nick wurde immer frustrierter über den Kampf mit den Buchstaben. Nach einem halben Jahr gingen die Eltern mit Nick zu Schindler. Legasthenie lautete deren Diagnose, Probleme also, den Zusammenhang zwischen gesprochener und geschriebener Sprache zu erlernen.

„Um das korrekt zu erkennen, muss das Problem auf verschiedenen Ebenen analysiert werden. Zunächst etwa kläre ich ab, ob nicht Seh- oder Hörprobleme, andere Entwicklungsstörungen oder das soziale Umfeld für die Schwierigkeiten verantwortlich sind“, sagt Schindler. Entscheidend sind aber auch Intelligenztests, denn per definitionem liegt Legasthenie nur dann vor, wenn die Probleme trotz normaler oder überdurchschnittlicher Intelligenz auftreten.

In die Wiege sind Lesen und Schreiben niemandem gelegt. Der Schriftspracherwerb beginnt normalerweise ab dem dritten Lebensjahr, wenn dem Kind erstmals dämmert, dass sich hinter den kleinen schwarzen Zeichen in ihren Büchern interessante Geschichten verbergen können. Etwas später lernen viele Kinder schon ihre ersten Wörter zu schreiben, etwa den eigenen Namen. Auf dieser logographischen Stufe nehmen Kinder die Wörter aber noch in ihrer Gesamtheit wahr: Wenn sie sie zu Papier bringen, gleicht dies eher dem Abmalen eines Buchstabenbildes.

Das ändert sich auf der alphabetischen Stufe: Die Kinder erkennen, dass sich jedes der unendlich vielen Worte in eine überschaubare Zahl von Lauten zerlegen lässt, für die es in der Regel genau einen Buchstaben gibt. Beim Lesen lernt das Kind, die dem Buchstaben zugeordneten Laute abzurufen und wieder zu einem Wort mit Bedeutung zusammenzusetzen.

Nach und nach werden auch Orthographie, Grammatik und Interpunktion eingeübt, entscheidend für das flüssige Lesen und Schreiben ist aber das Meistern der letzten Stufe, wenn das Kind lernt, Texte nicht Buchstabe für Buchstabe

zu lesen, sondern das Gros der Worte weitgehend automatisiert auf den ersten Blick zu erfassen.

Völlig von selbst erklimmt kaum jemand diese vielstufige Leiter des Schriftspracherwerbs, doch dafür geht man schließlich zur Schule. Doch Legasthenikern reicht das nicht, um ein Gefühl für den Zusammenhang von Schrift und Sprache zu entwickeln. Das zeigt sich schon früh in einem Mangel an phonologischer Bewusstheit, der Fähigkeit also, Reimwörter zu erkennen, Wörter nach ihrem Anfangslaut zu sortieren oder in ihre Silben zu zerlegen.

Weil sie Lesen als schwer und psychisch belastend empfinden, üben Legastheniker diese Fähigkeit auch außerhalb der Schule viel weniger als andere Kinder und verlieren erst recht den Anschluss. Ein gut lesender Fünftklässler liest im Alltag dann vielleicht in zwei Tagen so viel, wie ein ungeförderter Legastheniker im ganzen Jahr. Wenn sie nicht durch eine besondere Förderung kompensiert werden, haben diese Probleme bald massive Konsequenzen: Die Noten leiden nicht nur in Deutsch, sondern trotz normaler Intelligenz auch in anderen Fächern – eine mathematische Textaufgabe etwa wird zum unlösbaren Problem. Das oft noch durch Hänseleien von Lehrern und Mitschülern verstärkte Gefühl zu versagen führt zu einem Teufelskreis aus Frust, Resignation und schwindendem Selbstwertgefühl; Depressionen und Aufmerksamkeitsstörungen sind häufige Folgen.

Den Anteil von Kindern mit der Lese-Rechtschreib-Schwäche setzen die meisten Quellen auf fünf bis zehn Prozent an. Diese Zahl hängt jedoch vor allem vom Schweregrad ab, den man als noch normgerecht ansieht – vom Durchschnittsschüler bis zum „Leggi“ gibt es keinen Sprung, sondern ein Kontinuum. Entsprechend umstritten ist auch, ob und wo man die Grenze zwischen normal und schriftsprachlich gestört ansetzen soll. „Die medizinische Diagnose

„Legasthenie“ kommt vielen betroffenen Kindern und ihren Familien einer Katastrophe gleich. Sie fühlen sich machtlos und verlieren jede Motivation, aktiv an der Lösung der Probleme zu arbeiten“, meint die Psychologin Britta Büchner vom Münchner Projekt Legakids, das ein preisgekröntes Onlineportal ([www.legakids.net](http://www.legakids.net)) unterhält und gegen die Stigmatisierung der Lese-Rechtschreib-Schwäche durch eine allzu medizinische Sichtweise ankämpft. Doch auch das Gegenteil kann der Fall sein: „Für uns war die Diagnose Legasthenie nach Jahren der Suche nach den Gründen für Max' Schwierigkeiten eine riesige Erleichterung“, sagt Ulla Knüppel, die Mutter von Siebtklässler Max. Endlich habe das Problem einen Namen gehabt und schien durch gezielte Förderung lösbar.

Ob man Legasthenie nur als Abweichung von der Norm oder als spezifische Lernbehinderung ansieht, hat auch rechtliche Konsequenzen, denn Behinderte fallen unter den Schutz des Grundgesetzes. Im Falle der Legasthenie bedeutet dies ein Recht auf besondere Fördermaßnahmen und Erleichterungen wie Zeitzuschläge bei schriftlichen Prüfungen und ein Verzicht auf die Benotung von Lese- und Rechtschreibleistungen. Doch um diese Rechte im Zweifelsfall einzuklagen, bedarf es nun einmal einer Diagnose mit dem Nimbus medizinischer Exaktheit.

„Wenn man etwa die Kriterien der Weltgesundheitsorganisation ansetzt, ist Legasthenie eindeutig eine Behinderung“, meint dazu Timo Grimm. Der Professor für Humangenetik an der Uni Würzburg spricht aus Erfahrung, denn er selbst wie auch drei seiner sechs Kinder leiden unter Legasthenie, eines seiner Forschungsfelder sind deren genetische Grundlagen. Die Befunde für eine biologische Ursache der Legasthenie sind tatsächlich recht deutlich: Sie tritt familiär stark gehäuft auf, wobei der gemeinsame soziale Hintergrund eine untergeordnete Rolle spielt, wie der Vergleich von eineiigen und zweieiigen Zwillingspaaren zeigt. Inzwischen habe man eine Reihe von Kandidatengenen identifiziert, sagt Grimm, darunter auch eines, das bisher nur aus seiner eigenen Familie bekannt sei. Mutatio-

### **Genetische Faktoren, neuronale Korrelate - interessant, aber noch therapeutisch nutzlos.**

nen dieser Gene verursachen im Gehirn des ungeborenen Kindes offenbar Fehler bei der Verknüpfung von Nervenzellen.

Dass im Gehirn von Legasthenikern etwas anders läuft, hat in den letzten Jahren eine Fülle von Studien mit bildgebenden Verfahren bestätigt. Sie zeigen unter anderem eine geringere Aktivität in Teilen des linken Schläfenlappens, eine veränderte Verschaltung von Neuronen in bestimmten Bereichen oder charakteristische Muster in den Hirnströmen. Allerdings lässt sich in solchen Studien schwer auseinanderhalten, inwieweit die Veränderungen Ursache oder Folge der Legasthenie sind. Bis die zweifellos interessanten Befunde der Neurowissenschaften Eingang in die therapeutische Praxis finden - etwa um Risikokinder schon lange vor dem Schulalter zu identifizieren oder spezielle Subtypen der Störung zu identifizieren -, ist es jedenfalls noch ein weiter Weg.

Die unklarerer medizinischen Ursachen der Legasthenie haben einer Vielzahl von mehr oder minder abstrusen Therapiemethoden den Weg geebnet, die zumeist auf hochspekulativen Annahmen über die Ursachen und Mechanismen der Legasthenie basieren. Das reicht von halbwegs plausiblen Ansätzen, gezielt Hör- und Sehfähigkeiten zu trainieren, über allerlei Methoden mit Neuro-Anstrich bis hin zur Bachblütentherapie. Die meisten dieser Methoden versprechen schnelle, umfassende Hilfe. Doch „den gordischen Knoten im Hirn von Legasthenikern, den man mit dem richtigen Schwert einfach zerschlagen kann, gibt es leider nicht“, sagt die Entwicklungspsychologin Karin Landerl von der Universität Tübingen. Stattdessen helfe nur eine jahrelange, symptomorientierte Therapie, wie sie etwa Angelike Schindler einsetzt. Dabei werden gezielt die individuellen Probleme des Kindes angegangen, das Selbstwertgefühl wiederaufgebaut und Freude am Lesen und Schreiben vermittelt.

Bei allem theoretischen Überbau bedeutet eine effektive Therapie aber vor allem eines: üben, üben, üben. So wie es Siebtklässler Max am Schreibtisch von Frau Schindler vormacht. Zum Abschluss der Sitzung soll er eine Bilderfolge als kleine Geschichte niederschreiben. Das geht auch schon ohne allzu viele Fehler. Seinen größten Erfolg im Kampf gegen die Legasthenie hat Max jedoch ganz allein in den Sommerferien errungen, und Spaß hat es ihm auch noch gemacht: die ersten zwei Bände von „Harry Potter“.

Internet: [www.bvl-legasthenie.de](http://www.bvl-legasthenie.de)